

Belletristische Beilage zum sächsischen Erzähler.

Zur gemeinnützigen Unterhaltung für alle Stände.

Besondere Kennzeichen.

Erzählung von Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

„Sind Ihnen keine besondere Kennzeichen an Herrn Pasco aufgefallen?“ fragte Hartenberg immer hastiger.

„Daß ich nicht wüßte“, war die Antwort des Andern.

„Hatte der junge Mann nicht am Daumen der rechten Hand ein dunkles Zeichen, das wie ein Stern aussah?“

„Nein, aber das konnte ich auch nicht bemerken, denn er trug beständig Handschuhe.“

„Nicht wahr, die Finger seiner Hand waren ungewöhnlich lang?“

„Ja, es war eine ächte Aristokratenhand, der ich meine Bewunderung nicht versagen konnte.“

„Und sein Nacken war blendend weiß und so rund und voll wie der eines Mädchens. Ist's nicht so?“

„Wahrhaftig!“ rief Monsieur Picard. „Sie kennen also Herrn Pasco?“

„Ich glaube ihn einmal flüchtig gesehen zu haben“, antwortete der Banquier ausweichend, „trotzdem interessiert mich Ihr Herr Pasco, und ich möchte gern Näheres von ihm hören. Was er hier trieb? Welchen Stand er hatte?“

Monsieur Picard war viel zu sehr Franzose und Gastwirth, um über die vielen Fragen nur irgendwie die Geduld zu verlieren. Mit unerschütterlicher Höflichkeit, obwohl ihm sonst seine Zeit sehr kostbar war, gab er auch ferner Auskunft: „Das kann ich wirklich nicht sagen, er hat nur seinen Namen in das Fremdenbuch geschrieben, nichts weiter, aber daß er ein sehr reicher, ja ein sehr vornehmer Herr war, das ist kein Zweifel.“

„Wahrhaftig, sind Sie dessen so sicher?“ Die Frage klang zu ironisch, um nicht Monsieur Picard etwas zu verletzen.

„Wenn man wie ich, viele Jahre in den größten Hotels Europa's servirt hat, lernt man wohl die Menschen auf den ersten Blick richtig schätzen; das ist ja ganz nothwendig, wie wollen wir sonst einem Fremden gleich das ihm gebührende Stockwerk anweisen. Mein Oberkellner hat Herrn Pasco in die besten Zimmer geführt und natürlich war es kein faux pas. Dieser Herr hatte eine so entschieden vornehme Haltung, daß wir ihm alle geglaubt hätten, wenn dieser stolze Ungar sich in's Fremdenbuch als Graf eingeschrieben hätte.“

„Ein bloßer Herr Pasco?“ —

Monsieur Picard lächelte. Vielleicht konnte er den französischen Republikaner nicht verleugnen, der auf alte Stammbäume wenig oder gar nichts giebt. „Was wollen Sie, mein Herr?“ sagte er, leicht die Achseln zuckend: „Wir sitzen hier vor der Thür, die nach Italien führt und die verschiedenartigsten Leute passiren sie. Wie mancher Graf mit uraltem Stammbaum ist bei mir eingekehrt, der am andern Morgen kaum die Zeche bezahlen konnte, oder er sah aus und benahm sich wie ein Bauernbursche; aber dieser Monsieur Pasco hatte ein so feines, sicheres Auftreten, das ihn sogleich als Mann von Distinction kennzeichnete.“

„Woher kam Herr Pasco und wohin wollte er reisen?“

„Aus Preßburg und er ist von hier nach Italien gegangen.“

„War denn sein Paß in Ordnung und lautete der auf den Namen Pasco?“

„Ich habe nicht darnach gefragt. Warum sollte ich es auch? Ich wußte zu genau, daß ich es mit einem vornehmen und noblen Manne zu thun hatte“, antwortete der Wirth des blauen Engels rasch und eifrig.

„Sie irren sich diesmal sehr, Monsieur Picard!“ sagte der Banquier scharf und entschieden, „und Sie hätten sehr wohl daran gethan, wenn Sie dem schlimmen Vogel den Paß abverlangt, denn Ihr nobler Pasco ist ein gemeiner Straßenräuber.“

Der Wirth des blauen Engels blickte Hartenberg mehr forschend als verwundert in's Gesicht, als wolle er sich Gewißheit verschaffen, ob nicht der beim Frühstück genossene Wein dem Fremden zu Kopfe gestiegen sei. „Sie belieben zu scherzen“, sagte er artig, dann aber wollte er mit einer höflichen Verbeugung davon schlüpfen, denn die Unterhaltung mit dem angetrunkenen Fremden schien eine unangenehme Wendung zu nehmen.

„Nein, nein, es ist durchaus kein Scherz“, versicherte Hartenberg, „diese Banknote wurde mir mit all meiner Baarschaft auf meiner Reise durch den Bakonywald von demselben vornehmen jungen Herrn abgenommen, der sich bei Ihnen Paul Pasco genannt hat. — Sie zweifeln noch und sehen mich ganz versteinert an,“ fuhr Hartenberg mit großer Entschiedenheit fort, „aber wie Sie mir den Herrn Pasco beschrieben haben, giebt es für mich gar keinen Zweifel, daß er der freche Bandit ist, der mich vor etwa 6 Monaten ausgeplündert hat und ich wäre Ihnen sehr dankbar gewesen, wenn Sie ihm damals den Paß abgefordert hätten, ich könnte

dann durch die Polizei weit leichter ermitteln lassen, wohin der saubere Patron gekommen ist."

Monsieur Picard zeigte jetzt eine ungeheure Bestürzung. Der Fremde sprach so ernst und überzeugend, daß er an seinen Angaben nicht länger zweifeln durfte und rief ganz ängstlich: „Gnädiger Herr, machen Sie mich nicht unglücklich! Wie konnte ich das ahnen! — Ich habe dem Fremden einen Paß nicht abzuverlangen gewagt; — er sah wirklich so anständig und vornehm aus und wollte schon am andern Tage abreisen. Deshalb hielt ich diese Vorsichtsmaßregel für unnötig. — Wir nehmen's hier am adriatischen Meer nicht so genau mit den Pässen; aber wenn sie jetzt bei der Polizei nach dem Verbleib des Herrn Pasco forschen, kommt mein Versehen zur Sprache und ich habe die schönsten Weiterungen. Glauben mir Euer Gnaden, es muß doch alles Hinterherjagen nichts. War Herr Pasco wirklich Ihr Räuber, was ich noch gar nicht glauben kann, so ist er längst in Italien und dort doch nicht mehr zu finden. Sie machen sich jetzt nur unnütze Mühe und Kosten und vielleicht führt Ihnen einmal der Zufall diesen Menschen weit leichter in die Hände."

Es war wie ein Strom von den Lippen des kleinen Mannes geflossen, der in seiner Angst vor einem Conflict mit der Polizei eine Beredtsamkeit entwickelte, die echt französisch war.

Die Angst und Unruhe des Wirthes flößte Hartenberg unwillkürlich Mitleid ein. Und wie wenig war ihm geholfen, wenn er jetzt auch wirklich noch die Sache bei der Polizei zur Anzeige bringen wollte; Paul Pasco, oder wie er immer heißen mochte, hatte gewiß schon Italien längst erreicht; alle Forschungen nach seinem weiteren Verbleib waren doch vergeblich.

Hatte der weltgewandte Franzose auf dem Gesicht des Fremden bereits diesen Entschluß gelesen, oder wollte er ihn mit größter Schlaueit dazu drängen? denn er fuhr lebhaft fort: „Ich wußte es wohl, daß Sie ein viel zu nobler Herr sind, um mir Ungelegenheiten zu machen. Also ich kann mich auf ihre Discretion verlassen?! Noch ehe der Banquier eine Antwort ertheilen konnte, war der kleine bewegliche Mann aus dem Zimmer verschwunden."

Merkwürdig genug, die ganze Dienerschaft des blauen Engel wußte sich nicht mehr auf Herrn Pasco und seinen Begleiter zu besinnen und alle weiteren Fragen Hartenbergs führten bei diesen Leuten zu keinem Resultat.

„Es kehren so viel Reisende bei uns ein, daß es unmöglich ist, auf Jeden zu achten," war die ausweichende Antwort sowohl des Kellners wie des Stubenmädchens und auf den Einwurf des Banquiers, daß sich ja der Wirth noch auf Herrn Pasco ganz genau besinnen könne, erklärten sie einstimmig: „Herr Picard hat auch ein fabelhaftes Gedächtniß."

Es gelang Hartenberg nicht, aus diesen Leuten nur das Mindeste herauszulocken. Sicher hatte der ängstlich gewordene Wirth des blauen Engels die Weisung ertheilt, auf die vielen Fragen des neugierigen Fremden nicht die mindeste Auskunft zu ertheilen und Herr Picard selbst blieb für den

ganzen Tag verschwunden, von ihm konnte der Banquier nichts weiter erfahren; es hieß, er habe einen Ausflug zu Verwandten gemacht und lehre nicht gleich wieder.

Hartenberg sah ein, daß ein längeres Verbleiben im blauen Engel doch zu nichts führen könne und reiste nach Wien zurück, ziemlich verdrossen, daß all' seine Bemühungen, den frechen Räuber zu entdecken, vergeblich gewesen.

Der Banquier lebte in den angenehmsten Verhältnissen, er besaß ein großes Vermögen und genoß als Director einer Bank allgemeines Ansehen; er hatte eine höchst liebenswürdige Frau, zwei reizende gesunde Kinder, einen Knaben von 12 und ein Mädchen von 7 Jahren, nichts fehlte ihm zum Glück und vielleicht deshalb, weil ihn ein freundliches Schicksal so verwöhnt und alle seine Wünsche erfüllt hatte, fühlte er sich gedrungen, die Sache von der unangenehmsten Seite aufzufassen. Bisher hatte er noch die Hoffnung gehabt, daß er den geheimnißvollen Räuber trotz alledem entdecken würde; seit seiner letzten vergeblichen Reise hatte er sie nicht und nun wurde er nicht müde, mit seiner Frau über die dunkle Geschichte zu sprechen und ihr seine qualende Unruhe auszudrücken, daß er der Sache trotz all' seiner Anstrengungen nicht auf die Spur kommen könne.

Wie oft er auch seiner Gattin den ganzen Vorfal und die Persönlichkeit des Räubers beschrieben hatte, er kam immer wieder im trauten Familienkreise darauf zurück und seine liebenswürdige Frau hörte ihm stets mit wahrhaft bewundernswürdiger Geduld aufmerksam zu und suchte ihn nach Möglichkeit zu beschwichtigen, denn sie fürchtete, sein sehnsüchtiges Verlangen nach der Entdeckung des Räubers könne zur fixen Idee bei ihm werden.

Mit seinen Freunden sprach Banquier Hartenberg schon längst nicht mehr über die Sache. Sie hatten ihm stets gesagt, sie leicht zu nehmen und sich nicht weiter um den fatalen Vorgang zu bekümmern, ihn völlig zu vergessen — und er war empört über solche Rathschläge. Wie konnten sie ihm zumuthen, ein Ereigniß zu vergessen, das gerade durch den geheimnißvollen Schleier, in den es sich gehüllt, so viel Beunruhigendes hatte! Wenn seine guten Freunde nur die Geschichte erlebt hätten, dann würden sie es gewiß auch nicht so leicht überwunden haben! —

Zuweilen waren die Kinder anwesend, wenn der Banquier immer und immer wieder bis in die kleinsten Einzelheiten sein Reiseabenteuer erzählte und die Persönlichkeit des Räubers beschrieb. Auf die beiden Kleinen machte die Erzählung des Vaters den verschiedenartigsten Eindruck.

In der beweglichen Phantasie des Knaben erwachte damit nur die Sucht nach Abenteuern und Gefahren und der Fremde erhielt für Willibald einen eigenthümlichen, schauerlichen Reiz; er sehnte sich hinaus, um auch etwas Seltsames zu erleben und diese Jugendeindrücke sollten nicht ohne tiefen Einfluß auf ihn bleiben. Sie trugen viel zu der Wander- und Reiselust bei, die später zum Verdruß des Banquiers, den jungen Hartenberg so früh er-

griff und zeitiger, als es der Vater wünschte, den Sohn in die weite Welt hinauslockte.

Das Töchterchen dagegen hielt sich nur an die Persönlichkeit des Räubers. Der Vater schilderte den Mann so deutlich und genau, mit all' seinen Merkmalen, daß ihn die kleine Gertrud beständig sah und in ihrer lebhaftesten Phantasie wurde der geheimnißvolle Räuber so gegenwärtig, daß sie, wenn sie mit ihrem Bruder ganz allein über den für sie Beide so interessanten Gegenstand plauderte, ebenfalls lähn behauptete, sie würde so gut wie der Vater den Räuber wiedererkennen, trotzdem er damals eine Maske getragen habe.

Die Kleine sah jetzt jedem Menschen auf die Finger und wenn sie Jemand mit einer schönen, schmalen Hand erblickte, so glaubte sie schon, der müsse der Mann sein, der ihren guten Papa beraubt hätte.

Hartenberg mußte zuweilen selbst über den Eifer seines Töchterchens lächeln, die ihm geheimnißvoll zuflüsterte, sobald sie eine solche Persönlichkeit gewahrte: „Papa, ist das nicht der Räuber?“

Als ob Alles den Banquier necken und ihn an diese räthselhafte Geschichte erinnern wollte, liefen jetzt kurz nach einander noch drei von den geraabten Banknoten ein, deren Spur aber sich noch weit rascher verlor. Schon in der dritten, vierten Hand nach rückwärts war nicht mehr zu ermitteln, von wem sie ausgegeben worden. Hartenberg gewann durch das Einlaufen dieser Banknoten die Ueberzeugung, daß der bewußte Paul Pasco den Wirth des blauen Engels in jeder Hinsicht getäuscht habe und der freche Räuber schwerlich nach Italien gereist, sondern gewiß wieder in seine ungarische Heimath zurückgegangen sei. Vielleicht hatte der kleine Franzose doch Recht und der Zufall führte ihn noch einmal mit dem Manne des Balthowaldes zusammen

Die kleine Gertrud war des Vaters Liebling und wenn er noch so erschöpft von den Geschäften nach Hause kam, wurde er durch das harmlose Geplauder des aufgeweckten Kindes zerstreut und erheitert. Zeigte sie doch in Allem einen Verstand und eine Fassungsgabe, die weit über ihre Jahre gingen. Auch ihre lebhafteste Antheilnahme an seinen Bestrebungen, den Räuber zu entdecken, legte er zu ihren Gunsten aus. Er sah darin nur die unendliche Liebe für ihn, die sie in ihrem kleinen, jungen Herzen trug.

Wenn er jetzt zuweilen mit Gertrud über diesen Gegenstand sprach, dann vergaß er oft, daß er ein siebenjähriges Kind vor sich habe, so klug und verständig waren ihre Antworten, so anmuthig wußte sie seine Ungebuld zu beschwichtigen und ihm zu versichern, daß der böse schlechte Mensch gewiß seine Strafe erhalten werde.

Eines Tages machte Hartenberg mit seinem Töchterchen eine Spazierfahrt, seine Frau war nicht ganz wohl und Willibald noch in der Schule.

Wie immer wirkte auch heute das kindliche Geplauder Gertruds auf den ernstern, ohnehin ein wenig zur Schwermuth neigenden Mann erfreuend und erfrischend.

Seinem Töchterchen zur Liebe wurde der Vater aufgesucht und wenn auch die Kleine schon mehrmals hierher geführt worden, funkelten doch ihre blauen Kinderaugen im seltensten Glanz bei dem wunderbaren Schauspiel, das sich wieder vor ihr aufthat.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

— Die Art und Weise, gegen ausgeschriebene Preise vor großem Publikum Ringkämpfe vorzunehmen, scheint in Dresden etwa vor 35 Jahren zuerst aufgetaucht zu sein, wenigstens sprechen Nachrichten aus damaliger Zeit für diese Annahme. Da in der neuesten Zeit diese Preiskämpfe wieder in Mode gekommen sind und in Dresden namentlich in den Victoriaalons und Circus cultivirt werden, so dürfte die Beschreibung eines früheren Ringkampfes zu Vergleichen zwischen „Sonst und Jetzt“ wohl am Plage sein. Im Jahre 1840 wurden, wie anderwärts, so auch in Dresden auf vielfältige Weise prahlerische und herausfordernde Placate und Annoncen verbreitet, die ein aus Frankreich gebürtiger moderner Herkules, mit Namen Jean Dupuis erließ, um starke Männer zu öffentlichem Ringkampfe zu veranlassen, unter dem Versprechen, seinem etwaigen Besieger eine Summe Geldes als Preis auszusahlen. In Dresden war damals Niemand, der den Herausforderer besiegte, wohl aber in München, wo der Franzose seinen Meister fand und geworfen wurde. Auch dort hatte D. zum Ringkampfe (Preis 500 fl.) aufgerufen und zur bezeichneten Vorstellung auf der königl. bair. Hofbühne am 13. Jan. 1841 hatten sich vier handfeste Männer, die der Brauer- und Metzgerzunft angehörten, gemeldet. Das Theater war bis oben hinaus gefüllt und namentlich waren Handwerker stark vertreten. Der Franzose, ein kräftig gebauter Mann von übermittler Größe, trat zuerst auf die Bühne, ihm folgte sein erster Gegner, eine gedrungene-kraftige Gestalt; die Kämpfer begrüßten und faßten sich alsdann; der Baier erschien als der Stärkere, aber weniger Gewandte, so daß er den Herkules, der einen weiseren Gebrauch von seinen Kräften zu machen verstand, nicht zu werfen im Stande war, dieser aber, wohl einen üblen Ausgang befürchtend, bediente sich, wie die Zuschauer versicherten, des allerdings unerlaubten Kunstgriffs, des Beinunterschlagens und warf seinen Gegner. Das Publikum war entrüstet, trotzdem trat der Franzose unbefangen wieder auf. Die angemeldeten weiteren Gegner blieben jedoch aus, obgleich D., auf der Bühne hin- und herschreitend, aufforderte und winkend einlud, mit ihm einen Gang zu machen; es schien, so sagt der Berichterstatter, als sei den deutschen Kämpfern die Lust vergangen zu einem unehrlichen Spiel.“ Endlich trat ein herkulisch gebauter Mann, ein vielbekanntter Hausknecht mit Namen Hans Fürgel, hinter den Coulissen hervor, machte statt der Begrüßung dem Gegner eine drohende Faust wegen des untergeschlagenen Beines beim ersten Gange und das Ringen begann. Der Franzose

setzte schulgerecht seinem Gegner den Kopf auf die Brust, aber trotz aller Angriffe und Wendungen vermochte er den Deutschen, der mit unerschütterlicher Ruhe seine Stellung innebehielt, nicht zu besiegen; der Kampf zog sich in die Länge und das Publikum feuerte durch Zurufe den Landsmann an: „Hans Fürgel, laß nit auf!“ Der Baier, der wohl an 10 Minuten die Angriffe des Preisringers abgehalten, ohne daß dieser ein günstiges Resultat erzielte, schien die Sache bisher nur scherzhaft behandelt zu haben, denn plötzlich machte er Ernst, hob seinen Gegner aus, hoch empor und schleuderte ihn gleich einem Fangball auf die Bühne hin. Unter lautem Jubel wurde der Besiegte ausgepiffen und ihm sogar die Möglichkeit genommen, auf's Neue aufzutreten, da er sich weigerte, dem Hans Fürgel den gesetzten Preis auszusahlen. Es wurden tadelnde Stimmen laut, daß man einen Preisringer habe auftreten lassen, ohne vorher von ihm die Hinterlegung des ausgeschriebenen Preises zu veranlassen, man hatte nur die Genugthuung, den Franzosen geworfen zu haben; derselbe reiste ab und wurde in München und wohl auch anderwärts in Deutschland nicht wieder gesehen.

— (Französische Revanche.) Seit Beendigung des Krieges wird Deutschland von Pariser, Rhoner und anderen französischen Fabriken und Handlungs-Häusern mit illustrierten Catalogen, Preis-Verzeichnissen und Mustern aller Art von Kleider-Stoffen, von Kleidern, von Leibwäsche, von Pariser Artikeln zc. überschwemmt. Diese Sendungen gelangen zu vielen Tausenden unter Kreuz-Band völlig kostenfrei in die Hände deutscher Familien und Personen, deren Adressen die französischen Häuser sich verschafft haben. Die Cataloge sind zum Theil in deutscher Sprache abgefaßt, die Bestellungen können deutsch oder französisch gemacht werden. Die Mode-Bilder sind graciös, die Figuren, insbesondere die Köpfe, zeichnen sich vor vielen ähnlichen Bildern in deutschen Mode-Blättern vortheilhaft aus. Die Muster-Blätter sind auf das Sorgfältigste angefertigt, die einzelnen Muster mit Rücksicht auf Harmonie der Farben neben einander gruppiert und mit einem Kleb-Stoff befestigt, welcher nicht durchschlägt. Ein höflich abgefaßtes Schreiben begleitet die Sendung, die, wenn sie etwa verlegt und nicht sogleich wieder zu finden sein sollte, auf's Neue verlangt werden kann und kostenfrei eintrifft. Wir kennen eine Stadt, in welcher jüngst eine Anzahl deutscher Frauen auf Grund dieser Muster-Sendungen eine gemeinschaftliche Bestellung verschiedener fertiger Toilette-Gegenstände machte. Nach Verlauf von zehn Tagen langte die Sendung an. Das übereinstimmende Urtheil der Empfänger lautete dahin: Qualität der Stoffe ein Drittel besser als in Deutschland. Preis (einschl. der Transportspesen und Eingangszölle) ein Viertel niedriger als in Deutschland, außerdem größere Eleganz und promptere Bedienung. Es ist gar kein Zweifel, daß die französischen Häuser auf diese Weise in Deutschland eine ganz bedeutende Kundschaft erworben haben, und daß dieselbe infolge der seit 1. Jan. c. eingetretenen Porto-Ermäßigungen noch größer werden wird,

nicht bloß in Bezug auf Kleider-Stoffe, fertige Kleider (confections), sondern auch auf andere Artikel: Schlösser, Gußwaaren, Schrauben zc. Eben so wenig unterliegt es einem Zweifel, daß in Paris und Frankreich überhaupt auch nicht Alles Gold ist, was dort auf dem Gebiete der Industrie und des Handels glänzt, daß nicht Alles wohlfeil, was uns als „bon marché“ von dort angepriesen wird. Aber daß französische Luxus-Artikel, namentlich Seide und manche andere Waaren, wie die erwähnten, besser und billiger sind als bei uns, daß die französischen Muster-Bücher durchgängig viel eleganter sind, als ähnliche Druckfachen in Deutschland, daß der Geschäftsverkehr mit Franzosen allgemein viel angenehmer und höflicher ist, als der mit Deutschen, muß man nicht bestreiten wollen. Alle die kleinen Chikanen, die bei uns gang und gäbe sind, kennt man in Frankreich nicht. In wie manchem deutschen Laden wird man schief angesehen, wenn man ihn verläßt, ohne etwas gekauft zu haben, weil man nicht fand, was man suchte. Wir haben mehr denn einen deutschen Geschäftsbrief von bekannten Häusern in Händen gehabt, in denen Empfänger deutscher Waaren auf das höfliche Ersuchen des Fabrikanten, nach Ablauf von sechs Monaten und darüber an Vereinigung der Factura freundlichst denken zu wollen, schönbe erwiderten: „man sei nicht gewohnt, an Zahlung erinnert zu werden.“ Bereits vor 20 Jahren, bei Gelegenheit der ersten Pariser Welt-Ausstellung, und später bei ähnlichen Anlässen sind in diesen Blättern solche und ähnliche Schäden und Mängel der deutschen Industrie, die Inferiorität unserer kaufmännischen Disciplin besprochen worden. Heute liegen sie offener denn je zu Tage, und man fängt an, auf ihre allmähliche Beseitigung Bedacht zu nehmen. Inzwischen aber haben die Franzosen, wie ein geistreicher Berichterstatter der „Kölnischen Zeitung“ kürzlich sagte, in industrieller Beziehung an uns wirklich Revanche genommen, und Niemand kann ihnen daraus einen Vorwurf machen. (Fr. 3.)

— Auf eine seltsame Art ist kürzlich die zweijährige Tochter eines Gärtners schwer verletzt worden. Die Eltern derselben saßen beim Frühstück, als sie plötzlich von der Hofschwelle ihres Hauses her ein herzerreißendes Geschrei vernahmen. Der Vater eilte hinaus, und seinem Auge bot sich ein schrecklicher Anblick dar. Das Kind saß blutüberströmt auf der Schwelle und hielt instinktmäßig die Händchen vor das Gesicht, um den wüthenden Bissen eines auf seinem Halse sitzenden riesigen Hahnes zu entgehen. Das Thier, möglicherweise gereizt durch das schreiend rothe Halstuch des Kindes, hackte mit seinem harten Schnabel ohne Unterlaß auf den Kopf, Hals und die Hände des Mädchens. Mindestens 20 offene Wunden hat dasselbe davongetragen: glücklicherweise sind die Augen unverletzt geblieben, dagegen zeigt der Kopf mehrere Löcher. Der entsetzte Vater ergriff das Thier und drehte ihm, nachdem auch er einen Biß in die Hand erhalten hatte, den Hals um.